

Juncker, Pscheiden, Sulzenbacher (Hg.): „Schwarze Juden, weiße Juden?“

Am Jüdischsein beißt sich der Rassismus die Zähne aus

Von Christian Schüle

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 13.12.2025

Der Begleitband zu einer Ausstellung im Jüdischen Museum Wien stellt eine scheinbar simple Frage, um in den vielfältigen Antworten die Komplexität von rassistischen und antisemitischen Vorurteilen zu beleuchten: Hautfarbe ist viel öfter eine Zuschreibung als ein wahrnehmbares Faktum.

Seit Jahrtausenden sind so viele Narrative, Stereotype und Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden unterwegs, dass es dicke Volumina bräuchte, um Genese und Gefährlichkeit der Diskriminierungs-Dialektik zu verstehen. Im vorliegenden Buch versuchen mehr als 30 Autorinnen und Autoren in einer mehr oder weniger internen Diskussion, die gesamte Identitätskonstruktion des Jüdischseins zwischen Kolonialismus, Orientalismus und Nationalsozialismus über einen einzigen Aspekt zu ergünden: die Hautfarbe von Jüdinnen und Juden.

Die Idee der Hautfarbe als Grundlage von Vorurteilen

Das Buch verzichtet auf komplexe Kategorisierung und akademische Stringenz und teilt seinen Gegenstand in drei große Kapitel mit entsprechend großen Leitfragen ein: Was macht Jüdinnen und Juden weiß? Was macht Jüdinnen und Juden nicht-weiß? Und: Was macht Jüdinnen und Juden schwarz?

Natürlich geht es bei Diskussionen über Hautfarbe nie allein um die tatsächliche Hautfarbe, oder zumindest nicht ausschließlich darum. Jenseits der Frage, ob Schwarz und Weiß Farben sind, beschäftigt der Diskurs über die „Farbe“ der Haut vor allem die seit den 1970ern an US-amerikanischen Universitäten entwickelte *Critical Race Theory*. Deren Grundannahme lautet: *race* ist keine biologische Kategorie, sondern eine historische und soziale Konstruktion. Weiß, nichtweiß zu schwarz sind vor allem kulturelle und insofern politische Unterschiede, als die Farbe der Haut wesentlich über soziale Stigmatisierung entscheidet und so gut wie immer Grundlage für einen von Vorurteilen getriebenen Rassismus ist.

Tom Juncker, Daniela Pscheiden, Hannes Sulzenbacher (Hg.)

Schwarze Juden, weiße Juden?

Über Hautfarben und Vorurteile

Wallstein Verlag 2025

320 Seiten, mit 73 farbigen Abbildungen

23 Euro

Warum muss man eigentlich einen Juden erkennen?

Sind Juden also „orientalisch“? (Wobei schon der Begriff des Orient hoch problematisch ist.) Oder werden sie „fremdorientalisiert“? Kann man einen Juden erkennen? Und warum überhaupt wäre das wichtig?

Das Buch reißt mit schlichten Fragen einen ganzen historischen Horizont auf. Abgesehen davon, dass es zwischen schwarz und weiß zigfache Pigmentmischungen von braun-orange-gold gibt, lässt sich über die Hautfarbe tatsächlich aber gar kein Klischee transportieren, denn Jüdinnen und Juden völlig unterschiedlicher Herkunft sind überall auf der Welt zu finden: Es gibt indigene, afroamerikanische, chinesisch-amerikanische, äthiopische, puerto-ricanische, arabische, indische, peruanische, jemenitische, misrachische, sephardische Jüdinnen und Juden; Juden in Uganda wie in Usbekistan; aschkenasische Juden, Jüdinnen gemischter Herkunft, konvertierte Jüdinnen. Und viele jüdische Israelis sind beim bloßen Ansehen nicht von Menschen aus angrenzenden arabischen Ländern zu unterscheiden.

Die historische Perspektive hilft am besten, die Phänomenologie stereotypisch bedingter Ausgrenzungs-Vorurteile über die Jahrhunderte hinweg zu verstehen. Im Mittelalter, lesen wir im Aufsatz des afroamerikanischen Philosophen Lewis R. Gordon, war die Darstellung von Jüdinnen und Juden als Schwarze eine Möglichkeit, sie von der weißen, christlichen Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen. Sie seien auch als braun oder sogar blau bezeichnet worden, nur um sie von weißen Christinnen und Christen unterscheiden zu können.

Der rassistisch konnotierte Antisemitismus des 19. Jahrhunderts, später von den Nationalsozialisten aufgegriffen und verstärkt, machte Anleihen an der mittelalterlichen Ausgrenzungspraxis und definierte Jüdinnen und Juden als Menschen von „schwarzer Abstammung“ und „schwarzem Blut“. Auch im metaphorischen Sinn seien Jüdinnen und Juden als schwarz definiert worden, notiert der britische Historiker Tudor Parfitt, da sie, wie es hieß, den Makel der Erbsünde trügen, der nicht durch das erlösungbringende Blut Christi abgewaschen werden könne.

Die Hautfarbe der Juden bleibt eine oft bössartige Zuschreibung

Bis heute besteht das Dilemma der Juden darin, keine eindeutige Hautfarbe zu haben. Einerseits werden sie von Apologeten der *White Supremacy*- und *Alt-Right*-Ideologie – von Menschen also, die dem traditionellen Rassismus und Antisemitismus anhängen – nie als ausreichend weiß angesehen. Andererseits sind Jüdinnen und Juden wiederum zu weiß für die aktivistischen „Social Justice Warriors“, also jene teilweise extremen, oft postkolonial imprägnierten Kritiker des Weißseins. Das Konzept dieses Weißseins stellt die Juden pauschal in einen Zusammenhang des Siedler-Kolonialismus und löst dadurch postwendend Kritik an ihnen aus.

Juden, heißt es im vorliegenden Band, seien trotz aller Versuche, ihnen schwarzes Blut andichten zu wollen, fast durchweg als weiß gesehen worden. Was wiederum impliziert, sie seien die Nutznießer des „White Privilege“ und würden aktiv an der Aufrechterhaltung von systemischem Rassismus mitwirken.

Die Zuschreibung „weiß“ weist Juden automatisch der „weißen Dominanzgesellschaft“ zu, mehr noch: ihr Weißsein gruppiert Juden auf der Seite der Täter ein, was besonders perfide ist. Für Balázs Berkovits etwa, in Ungarn geborener Soziologe und Philosoph, symbolisiert das „Weißsein“ den Topos der Eroberung und Unterwerfung anderer ethnisch-nationaler Gruppen, weshalb Jüdinnen und Juden in Diskursen über „jüdisches Weißsein“ keine Minderheitenposition mehr einnehmen, sondern als „Super-Weiße“ sogar die Rolle des Erzschorken innehielten.

Prägnante Texte zur Erhellung des nahöstlichen Verhängniszusammenhangs

Am Jüdischsein beißt sich der Rassismus letztlich die Zähne aus. Juden sprengen das Korsett der üblicherweise starren Hierarchisierung von Personengruppen und sind in allen rassistischen Ordnungen der Welt zu finden, allerorten und in allen Funktionen: als Weiße wie Nicht-Weiße, als Schwarze wie Nicht-Schwarze, als Unterdrückte wie Unterdrücker, als Diskriminierte wie Diskriminierende, als Kolonisierte wie auch als Kolonisatoren.

Der broschiierte Band braucht nicht viel Textmasse, um einen Einblick in die Komplexität des Diskriminierungs-Dilemmas zu bieten. Die darin versammelten Texte sind kurz, prägnant, informativ, aufklärend und an keiner Stelle anklagend. Wer mit der Geschichte des Judentums noch nicht bis in einzelne Verästelungen vertraut ist, erhält hier ein Kompendium meist lesenswerter Abhandlungen zwischen drei und zwanzig Seiten mit unterschiedlichen Perspektiven aus Kultur- und Literaturwissenschaft, Psychologie und Anthropologie.

Dem Reader gelingt es auf verblüffend nüchterne Weise, die scheinbar schlichte Frage nach der Hautfarbe der Juden in ihrer hohen historischen Komplexität anschaulich zu vermitteln, und bietet in der Debatte über den nahöstlichen Verhängniszusammenhang unserer Zeit lehrreiche Einfallstore für abwägendes Denken an.